Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und bei Donaudampfbooten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48-49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wochenblatt „Ulk“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn), bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat; für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. pro Quartal. — Inserate 6 Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48-49, sowie deren Filialen Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 349. Berlin, Dienstag, den 14. Juli 1885. XIV. Jahrgang.

„Mein Haus — meine Burg“.

ls vor dem Erlaß des Sozialistengesetzes die Wogen der emokratischen Bewegung auch in der Oeffentlichkeit noch hoch t, da hörte man Bebel, Liebknecht und die sonstigen Wort- nicht selten in den Versammlungen die Behauptung zurück- t, daß die Sozialdemokratie das Kapital vernichten wolle; „Fort mit dem Kapital“, so hieß es, sei die Losung der Be- g, sondern vielmehr umgekehrt: „Her mit dem Kapital!“ r mit den Arbeitsmitteln und Arbeitserträgen, die bisher enigen bevorrechteten Klassen zu Gute kämen, an denen aber er Gesammtheit namentlich auch die arbeitenden Klassen theil- n müßten. Wenn es den Arbeiterführern hierbei um eine afte Unterscheidung und nicht um leere Wortspielerei zu thun n wäre, so hätten sie in manchen volksfreundlichen ehmungen nichtsozialistischer Kreise willkommene An- ngspunkte für ihre eigenen Bestrebungen erblicken müssen. anze Genossenschaftswesen mit seinen Konsum-, Spar- orschußvereinen, namentlich aber mit seinen Produktiv-, Roh- und Magazingenossenschaften, was will es anders, als den ittelten oder schwachbemittelten Handwerkern und Arbeitern Vortheile des Kapitals zuführen und sie befähigen, reinten Kräften den Kampf gegen Großindustrie und Groß- aufzunehmen? Dieser fruchtbare und weittragende, wenn ur theilweise und unvollständig ausführbare Gedanken fand eine Gnade bei den sozialdemokratischen Führern, denen eben er Versöhnung der unteren Volksklassen mit der bestehenden ng, an einer Reform auf Grund dieser Ordnung, nichts ge- war. „Her mit dem Kapital für den kleinen Mann!“ riefen e-Delitzsch und seine Mitarbeiter in der genossenschaftlichen ung; aber scharf und unerbittlich scholl es von der Gegen- rück: „Fort mit dem Kapital!“

nlich ging und geht es mit einer anderen Bestrebung, welche lung eines Hauptübels im Leben des Arbeiters, die Schaf- esserer Arbeiterwohnungen, zum Ziele hat. Auch dieses n ist von der Hoffnung getragen, daß es durch die Macht reinigung bis zu einem gewissen Grade gelingen könne, den ag zwischen Kapital und Arbeit zu überbrücken. Wie groß fluß der Wohnung nicht nur auf die Gesundheitspflege, auch auf den sittlichen, wirthschaftlichen und sozialen Zu- ines Volkes ist, hat man längst erkannt. An dem Beispiel ds haben wir wiederholt den innigen Zusammenhang der ngsfrage mit der sozialen Frage beleuchtet. England s klassische Land der Wohnungen überhaupt und der wohnungen im Besonderen; zugleich aber ist es ge Land, das trotz seines hochentwickelten Industrialismus am wenigsten von sozialdemokratischen oder ähnlichen utopistischen Zuckungen heimgesucht ist. Das ist nicht zufällig, sondern läßt, wie Sabor sagen würde, „tief blicken“. Das Cottage-System der englischen Bau-Genossenschaften (building societies) hat im Laufe der Jahre und Jahrzehnte viele Tausende von Arbeitern zu kleinen Hausbesitzern und damit zu selbstständigen und zufriedenen Mitgliedern der Gesellschaft gemacht. Wenn es auch nicht immer und überall gleich günstige Resultate erzielte, so hat es doch dort, wo es Boden fand und Wurzel faßte, so viel Nutzen und Segen gestiftet, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, es auch bei uns in größerem Stile nachzubilden.

Was aber sagen unsere Sozialdemokraten dazu? Ihr hiesiges Organ, das „Berliner Volksblatt“, macht sich einen besonderen Sport daraus, ganze Schalen voll Hohn und Spott über diese Bestrebungen auszuschütten, deren Mängel und Schattenseiten es grell übertreibt, während es für ihre Vorzüge kein Wort der Anerkennung hat. Das Blatt fragt: woher denn der Arbeiter die Mittel nehmen soll, um sich ein Grundstück zu erwerben. Daß diese Frage durch die Organisation der Baugenossenschaften in England, der Schweiz, Schweden, Dänemark, Belgien, zum Theil auch schon in Deutschland selbst, längst gelöst ist, wird verschwiegen. Eher läßt sich schon der folgende Einwurf hören:

„Man vergißt, daß der Arbeiter den Fluktuationen des wirthschaftlichen Lebens ausgesetzt ist. Wie nun, wenn er nach jahrelangem Mühen die 3 bis 4000 Mark, die solche Häuschen mindestens kosten, abbezahlt hat und in Folge schlechten Geschäftsganges oder aus einer der tausend anderen Ursachen an seinem Wohnorte keine Arbeit mehr findet? Dann sitzt er rathlos da mit seinem Häuschen und ist übler daran als die Schnecke, die ihr Haus auf dem Rücken mit sich fortnehmen kann.“

Daß die wirthschaftliche Produktion vielfach dem Wechsel der Konjunktur unterworfen ist, daß es viele Fälle geben kann, in denen der Arbeiter gerade durch den Besitz eines Grundstücks in seiner freien Bewegung, in der freien Verwerthung seiner Arbeitskraft gehindert werden kann, wird Niemand leugnen. In solchen Fällen wird eben das Cottage-System entweder gar nicht oder doch nur mit gewissen Abänderungen anwendbar sein, die dem zum Wegzug genöthigten Arbeiter die möglichst leichte, möglichst verlustlose Uebertragbarkeit seines Häuschens oder seines Antheils an einem Häuschen sichern. Es sind mancherlei Zwangslagen denkbar, in denen der Arbeiter bei dem nothgedrungenen Verkauf seines mühsam ersparten Grundstücks zu Schaden kommen kann. Aber so wenig wir der Ansicht sind, daß das Cottage-System überall und nach einer einzigen Schablone durchführbar sei, so wenig kann doch der von sozialdemokratischer Seite erhobene Einwand Anspruch auf allgemeinere Geltung machen. Außer der Land- und Forstwirthschaft und den damit zusammenhängenden Produktionszweigen giebt es doch auch in der eigentlichen Industrie noch eine ganze Reihe von Betrieben, die auf einen festen Stamm geschulter und ständiger Arbeiter Werth legen. Je tüchtiger ein Arbeiter ist, desto sicherer wird er auf dauernde Beschäftigung rechnen können und desto werthvoller wird ihm die Aussicht auf ein Heim sein, das er als Frucht seines Fleißes und seiner Sparsamkeit sein Eigen nennen, das er als sicheres Erbe einst den Seinen hinterlassen und über dessen Eingang er stolzbescheiden den englischen Spruch schreiben kann: „My house, my castle“. (Mein Haus, meine Burg.)

Mag daher immerhin für einen Theil der Arbeiter die Wohnungsreform sich vorläufig auf die Beschaffung besserer Miethswohnungen beschränken — das Ideal dieser Reform und ihr wünschenswerthestes Ziel wird doch überall dort, wo nicht unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen, das Cottage-System bleiben, und wir freuen uns, daß neuerdings auch in Deutschland der Versuch gemacht wird, diesem System in weiterem Umfange Bahn zu machen. In Bielefeld hat sich auf Anregung des um die Organisation der Arbeiterkolonien verdienten Pastors v. Bodelschwingh ein Verein „Arbeiterheim“ gebildet, der sich nach § 1 seiner Statuten die Aufgabe stellt, dem deutschen Fabrikarbeiter ein eigenes Haus auf eigener Scholle zu beschaffen. Die Ausführung der Idee will der Hauptverein nicht direkt in die Hand nehmen, sondern den überall in Deutschland zu begründenden Lokal- und Bezirksvereinen überlassen, die in der Form von Aktiengesellschaften die Herstellung von Cottages und deren Ueberlassung an die Arbeiter betreiben sollen. Für die Einrichtung und Wirksamkeit dieser Vereine, für die allmälige Erwerbung der Häuschen in Gestalt der Miethe und regelmäßigen Abzahlung (Amortisationsquote), für etwaigen Verzicht, Verkauf oder Rückkauf sind in den Statuten des Hauptvereins gewisse Grundzüge festgestellt, die, soweit wir sehen können, den in Mülhausen im Elsaß (von der trefflichen „société des cités ouvrières“) gemachten Erfahrungen abgelauscht sind.

Ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten dieser Bestimmungen können wir uns um so eher ersparen, als sie unserer Meinung nach den Kreis der verschiedenartigen Formen, die für die Lösung der Wohnungsfrage denkbar sind, nicht erschöpfen, ja nicht einmal annäherungsweise andeuten. Die Krankheit ist nicht überall nach demselben Rezept zu heilen, und wenn die angeregte Vereinsbildung erst, wie wir hoffen wollen, in Fluß kommt, so wird die Praxis bald eine Reihe verschiedener Bedürfnisse und Mittel zu ihrer Abhilfe hervortreiben, die sich nicht in den von den Begründern aufgestellten Rahmen hineinpressen lassen. Wenn hier z. B. die Form der Aktiengesellschaften vorgeschlagen wird, wobei natürlich den besitzenden Klassen und namentlich den Arbeitgebern die entscheidende Mitwirkung zufiele, so mag das für unsere

---

Quartett.

Berliner Roman

von

Fritz Mauthner.

rtsetzung.]

abowski erhob sich vor Erregung langsam von seinem aber wie erschreckt von seiner eigenen Länge, knickte er usammen und fuhr fort:

was für eine herrliche Erscheinung ist Frau Leontine und Gegenwart! Frau Leontine zu schildern, verbietet mir das Auge unseres eifersüchtigen Wirths; aber die Gegenwart, deren sie ist, darf ich beschreiben. Und diese unsere Gegenwart erinnir wie die herrliche Zeit des Genusses und der Pest, in Boccaccios Decamerone spielt, oder in welcher die Menschen, ruhen an den nahen Weltuntergang, sich zu der vollen Höhe nschenthums emporgeschwungen haben, es ist die Zeit, wo nme gebrochen wird, als ob sie die letzte wäre, wo jeder Wein, jede Cigarre und jeder Ball genossen wird, als ob die Götterdämmerung hereinglühen, oder der Exekutor an die der Menschheit pochen wollte, eine Zeit, in welcher ein Kerl sich für einen der bessern Vertreter der bewußten Lebens- hie halten darf, die Zeit, in welcher das Ideal, der Papa mit einem Zopf im Nacken abgebildet wird, in welcher das eal, Dein Peppi, Gruber, noch in der Wiege schnarcht, welcher darum wir Lebendigen das lustige Recht haben, die Welt im taumelnden Genuß unseren Nachkommen vor der zertrümmern.“ Und jetzt hatte sich Jakubowski wirklich und alle Gäste mit ihm: „O, diese Gegenwart ist trotz schön! Schön wie . . . wie . . . wie Frau Leontine. Und ssen wir die schöne Frau Leontine leben, hoch!“

h soll sie leben!“ intonirte Gruber selbst, und „Hoch soll !“ stimmte einer nach dem andern in den einfachen Ge-

der drückte rechts und links die Hände, schlug den Redner Schulter und setzte sich dann ans Klavier, um das Hoch ten, das nun in wirrem Durcheinander von Allen mit- wurde. Kaum hatte er die Tasten berührt, als Schönitz ts und Jakubowski links neben ihn stellte, und bald bearbeiteten die drei Musiker mit ihren sechs Händen das Klavier, jeder nach seinem Einfall die einfache Melodie begleitend, daß es bald wie ein Orkan von dem vollen Instrumente herein erklang in die Stimmen von Alma und Martha, die nicht müde wurden, immer wieder „Hoch soll sie leben“ anzustimmen.

Herr und Frau Lüttekorn wollten sich ausschütten vor Lachen, sie standen hinter den Spielenden, schoben ihre Hände zwischen sie und paukten mit aller Kraft auf jede Taste los, die sie gerade frei fanden, und schmetterten dazwischen in ebenso falschen Tönen ihren Gesang.

Und in dem Höllenlärm stand Herbig am untern Ende des Klaviers neben Leontine.

Sie blickte ruhig in sein Auge und fragte:

„Also von heute in einem Jahr bist Du mein angetrauter Mann?“

„Ja,“ flüsterte Herbig kaum hörbar.

„Und wann wird die Scheidung eingeleitet?“

Herbig wurde leichenblaß.

„Um Gotteswillen, sei still!“

„Glaubst Du etwa,“ höhnte sie, „Du könntest mich heirathen, ohne Dich vorher von Deiner Martha scheiden zu lassen? Willst Du etwa auf ihren Tod warten? Siehst Du, so böse bin nicht einmal Ich.“

Herbig blickte bleich und stumm vor sich nieder.

Leontine wurde ungeduldig.

„Wenn Du schon wieder unentschlossen bist, so will ich lieber gleich den versammelten Freunden mittheilen, was wir im Wagen verabredet haben.“

„Nein, um Gotteswillen Leontine, ich bin zu Allem bereit!“

„Und warum willst Du nicht gleich die Brücke hinter Dir abbrechen?“

„Morgen!“

„Gewiß?“

„Morgen Mittag gehe ich zu ihrem Vater und kehre nicht zu ihr zurück.“

„Abgemacht! Und ich spreche morgen um dieselbe Zeit mit meinem Manne. Ich will ihm heute seine Freude nicht stören.“

In diesem Augenblick waren die Kräfte der Lüttekorn's erschöpft. Die Seiten haltend, sanken sie auf's Sopha nieder. Auch die Andern hörten allmählig auf und Schönitz nahm allein vom Klavier Besitz, um das Motiv „hoch soll sie leben“ in einer mißglückten Fuge umherzuhetzen.

II.

Herr Kommerzienrath Pitersen, der Vater von Martha Herbig, wohnte im eigenen Hause in der Thiergartenstraße, seitdem er vor etwa zehn Jahren die Uebersiedelung nach Berlin vorgenommen hatte.

Sein Großvater war Fischer in Blankenese gewesen, sein seliger Vater ein großer Rheder in Hamburg geworden und des annoch lebenden Pitersen Lebensziel war es stets, alle anderen Hamburger Rheder an Reichthum und an Güte seiner Weine zu übertreffen. Das letzte war ihm vollständig, das erste beinahe gelungen, als er eines Tages erfuhr, daß aus Deutschland ein einiges Reich und aus dem verachteten Berlin eine der bedeutendsten Städte Europas geworden sei. Sein erster Gedanke war natürlich, daß dort viel Geld zu verdienen wäre und daß er den Berlinern die Kraft eines Friesen zeigen müßte; so erwog er in seinem Herzen nicht lange den Plan, den Sitz seiner immer ausgedehnteren Thätigkeit in der Reichshauptstadt aufzuschlagen.

Pitersen hatte mit seinem Vater und mit seinem Großvater manches Gemeinsame, ganz abgesehen von seinem Schifferbart, der, jetzt schon leicht ergrauend, das feiste rothe Gesicht umkränzte, die Lippen aber frei ließ. Aber die Pitersen besaßen eine eben so zähe Arbeitskraft, als leidenschaftliche Lebenslust; alle liebten sie es, sowohl ihre Thätigkeit, als ihre Genußsucht hinter einem strengen, wortkargen Wesen zu verstecken. Der Großvater Fischer hatte den Grund zum Wohlstande seiner Familie dadurch gelegt, daß er einmal den überreichen Fang der ganzen Flotille seiner Genossen aufkaufte und trotz gefährlichem Sturm sofort auf den Markt zu bringen wagte; und von dort war er doch nur wieder mit der Hälfte seines großen Gewinnes nach Hause zurückgekehrt, so viel hatte er in einer tollen Nacht zu verprassen verstanden. Vom Vater Rheder erzählten die Leute, daß er blos von dem Gewinne seiner geretteten Schiffe reich werde, während er die Unsummen, welche die Versicherungsgesellschaften für untergegangene zahlten, reuevoll in die Taschen verlorener, aber bußfertiger Mädchen gleiten ließ. Trotz alledem war der Reichthum dermaßen angewachsen, daß